Zeitschrift: Schweizerdeutsch : Vierteljahresdruck des Vereins Schweizerdeutsch
Herausgeber: Verein Schweizerdeutsch
Band: - (1983)
Heft: 2

Artikel: Aus dem Volksmund
Autor: Kamer, Paul / Hammer, T.A. / Baur, Arthur
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-961806

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

diese primären Merkmale von Patrizierberndeutsch bzw. Gassensprache usw. nicht in die Schreibung einbezogen hätte? Das Argument gegen die lautgetreue Schreibung, die leichtere Lesbarkeit, verfängt meines Erachtens heute nicht mehr, hat man sich doch an die Schriftbilder eines Ernst Burren, Fritz Widmer oder Ernst Eggimann gewöhnt. Sogar die berndeutschen «Liedli» eines Sam Süffi kann man lesen (wenn man will), indem man zusammengekittete «Verszeilen» in ihre Einzelwörter auflöst. – Schon C.A. Loosli hat sich den Weg zum Leser wohl nicht so sehr durch die lautgetreue Schreibweise verbaut, wie Werner Marti (S. 18) glaubt, als durch den ungewohnten Inhalt seiner *Ämmitau*-Gedichte.

Schuelmeischter, Schueumeischter und *Schumeischter* sind nicht orthographische Varianten zur Auswahl; den drei verschiedenen Schreibungen entsprechen vielmehr drei verschiedene Lautungen, die alle (je nach geographischer/sozialer Herkunft des Sprechers, Stilschicht, Satzrhythmus) möglich sind. Auf solche Unterscheidungen sollte meiner Meinung nach die Mundartschreibung nicht leichtfertig verzichten. Oder ein Abc-Schütze ruft vielleicht *«Fröilein»,* der Wirtshausgast eher *«Frölein».*

Noch etwas spricht für eine lautgerechte und gegen eine rekonstruierende Orthographie: Beim Rückgängigmachen von *l*-Vokalisierung und *nd*-Velarisierung sind falsche Zuordnungen möglich; denn wo Phoneme durch Lautwandel zusammengefallen sind, genügt das Sprachgefühl des Schreibers nicht in allen Fällen zur richtigen Unterscheidung. Sogar der sprachgewaltige C.A. Loosli schreibt einmal in «Üse Drätti» *Bawch (Balch)* und *Wawch (Walch);* gemeint hat er aber *Bauch* ‹Bank› und *Wauch* ‹Wank›!

Willkürlich mutet auch Steiners orthographische Unterscheidung zwischen *lehre* ‹lehren› und *leere* ‹lernen› (S. 24) an. Den Anspruch, ein «Sprachexperte» zu sein, verwirkt Steiner vollends, wenn er auf S. 20 schreibt: «Das j wird nur verwendet, wenn es noch Silbenträger ist» und dazu als Verbalformen zu ‹drehen› u.a. *er drähit,* Imperativ *drähj!* aufstellt. In der Volksschule sollte man doch gelernt haben, dass j nie Silbenträger sein kann, sondern vor Vokal steht!

Steiners Publikation ruft uns auf schmerzhafte Weise in Erinnerung, dass Eugen Dieths «Schwyzertütschi Dialäktschrift» in einer Überarbeitung neu herausgegeben werden sollte; niemand kann ernsthaft in Frage stellen, dass deren Grundsätze auch auf berndeutsche Mundarten sinnvoll anwendbar sind.

Niklaus Bigler

Ernst Steiner, Wi me Bärndütsch schrybt. Ein leicht verständlicher Schreiblehrgang. Viktoria Verlag, Ostermundigen 1982. Fr. 11.80.

Aus dem Volksmund

Ghoblets u Unghoblets

Das Vorwort erwähnt Dr. Hans Sommers Bedauern, dass auf oberemmentalerdeutsch noch niemand geschrieben habe, «wi me dert redt». Hans Ulrich Schwaar hat es unternommen, hat Menschen aus der Gegend um Hogant und Napf ihre Geschichten und Stücklein berichten lassen und nennt sie gleich liebenswürdigerweise beim Namen. Der Titel stimmt: wir finden «nüüt Bluemets». An unpolierten Knorren erleben wir Arbeitsbilder, wunderbar genaue, und Menschenbilder, in Holz geschnittene, aber fein beobachtet. Sogar aus Aufsatzheften seiner früheren Lehrerzeit weiss Schwaar Träfes auszukramen. Eines der Zeugnisse erhebt sich zu strophischer, wenn auch gottlob ungereimter Gestaltung, «Fride bim Pure», eine ganz besonders packende Leistung. Immer und immer wieder wetterleuchtet es gotthelfisch herein.

Mit dem Büchlein stellen wir zugleich seinen Schöpfer vor: H.U. Schwaar hat sich in jahrzehntelanger Kleinarbeit einen Namen gemacht als einzigartiger Übersetzer des Waadtländers Ramuz ins Berndeutsche, und er setzt dieses Werk noch fort. In Vorträgen und Ausstellungen pflegt er diesen einzig dastehenden Kulturaustausch; die Ramuz-Illustratoren trug er zu einer Sammlung ein. «Ghoblets u Unghoblets» ist ebenso mit «Ziichnige» von Kari Christener aufgelockert.

Paul Kamer

H. U. Schwaar, Ghoblets u Unghoblets, Was Oberämmitauer wüsse zbrichte. Mit Ziichnige vom Kari Christener. Viktoria, Ostermundigen. 104 Seiten, Fr. 23.80.

Wartauer Sagen

Im Jahre 1938 erschienen erstmals als Separatdruck aus dem «Werdenberger und Obertoggenburger» die Wartauer Sagen des Arztes und Volkskundlers Heinrich Gabathuler (1871–1955). Das 28 Sagen umfassende Büchlein, das schon beim Erscheinen eine gediegene Rezension des berühmten Volkskundlers Richard Weiss erfahren durfte, war indes seit längerer Zeit vergriffen. Es ist das Verdienst von Jakob Gabathuler, dass er sich des verschollenen Werks seines Namensvetters angenommen und den dort gehorteten Sagenschatz wieder an das Tageslicht gefördert hat. Für die Neuausgabe, die

drucktechnisch von der Buchdruckerei Buchs AG mit grosser Sorgfalt gestaltet wurde, hat der Herausgeber besonders die Mundartschreibung des Autors nach den Grundsätzen der Dieth-Schrift revidiert und somit lesbarer gemacht. Etwas problematisch scheint dabei, dass die Nasallaute durch ein kleines hochgestelltes n gekennzeichnet werden. Auch ohne dieses spezielle Merkmal hätte ein Wartauer den Text ohne weiteres richtig gelesen, und der nicht die autochthone Mundart sprechende Leser kann ja trotz dieses Hilfsmittels den genauen Sprachklang nicht nachahmen. Zudem sind auch jene Eingriffe in den Text etwas gewagt, bei denen der Herausgeber die Mundart des Verfassers zu korrigieren glaubt. Diese kritischen Bemerkungen sollen jedoch den Wert dieser Neuausgabe in keiner Art und Weise herabsetzen. Wir wünschen dem Buch, das durch ein wertvolles Nachwort über Leben und Werk Dr. Heinrich Gabathulers bereichert wurde, jene weite Verbreitung, die es verdient. *Th. A. Hammer*

Heinrich Gabathuler, Wartauer Sagen, Neubearbeitung von Jakob Gabathuler. Verlag Buchdruckerei Buchs AG, Buchs 1983. Fr. 26.–.

Der Volksmund im Luzernbiet

Wer den Namen Ineichen hört, denkt zunächst an den Pfarrherrn Josef Felix Ineichen, der als erster schon im achtzehnten Jahrhundert volkstümliche Lieder in Mundart dichtete und daher als Vater der schweizerdeutschen Literatur angesehen wird. Es gibt aber auch einen Heinrich Ineichen, der von 1808 bis 1887 lebte. Er steht zum erstgenannten allerdings in Beziehung, denn nicht nur ist er blutsverwandt, sondern hat 1859 auch dessen Lieder herausgegeben. Heinrich Ineichen war ein grosser Mundartfreund und einer der ersten und eifrigsten Mitarbeiter des Idiotikons. Er legte auch eine Sammlung von Sprichwörtern, Redensarten usw. an, die aber bis heute unerschlossen in der Luzerner Bürgerbibliothek ruhten. Nun aber hat Professor Walter Haas in verdienstlicher Weise einen Teil dieses Materials zugänglich gemacht. Wir können es jetzt in einem hübschen, von Paul Nussbaumer illustrierten Bändchen lesen, das als vierte Publikation in der Serie «Luzerner Poeten» vom Comenius-Verlag unter dem Titel «Der Volksmund im Luzernbiet» herausgegeben worden ist.

Walter Haas hat die Sammlung von 488 Sprichwörtern (etwa einem Drittel von Ineichens Material) und 81 Reimsprüchen (etwa der Hälfte) thematisch lokker geordnet und orthographisch ins reine geschrieben, so dass der Leser nun erfahren kann, was das Volk zu diesem oder jenem Gegenstand denkt, respektive gedacht hat, denn die Sprüche sind ja mehr als hundert Jahre alt. Man spürt dies am besten bei jenen, die mit sozialen Gegensätzen zusammenhängen, etwa *Gott hilft de Ryche, di Arme chönid go bättle. Des Herre Sünd, des Puure Puess. De arme Puure iri Chalber und de ryche Puure iri Töchter werdid nid alt. Feissi Chuchi, mageri Erbschaft.* Viele dieser Sprüche sind ausser dem Dialekt nicht spezifisch luzernisch. Dem Vers *Warum isch din Chääs so rääss* begegnete ich erstmals in bezug auf eine Appenzeller Sennerin. Zum eisernen Bestand schweizerdeutscher Sprichwörter gehören auch *Chlyni Chind trampid eim uf d Füess, groossi Chind ufs Härz. D Naare wachsid süscht, mer bruucht si nid z bschütte. Im Glaas vertrinkid mee as im Meer. Besser e Muus im Chruud as gaar kes Fleisch. De Schuemacher treid di böösischte Schue.* Es frappiert einen immer wieder, wie der Volksmund allgemeine Weisheiten und Beobachtungen in echt epigrammatischer Kürze und grösster Treffsicherheit zu formulieren weiss, etwa *Hund isch Hund, und wenn er vor de Chile stund. E Chatz mit Händsche fòòt ke Muus. Wer mit Hünde z Bett gòòd, stòòd mit Flöönen uuf. Zur rächte Zyt e Naar sy isch au e Kunscht. De Haas meint, d Puure pflanzid de Chabis für in.* Bittere Erkenntnis kommt in Sprichwörtern wie den folgenden zum Ausdruck: *All Jòòr e Chääs isch nid vil Chääs, all Jòòr es Chind isch gly vil Chind* und *D Chind chömid ke Mueter mee über, aber de Vatter wider e Frau.*

Mit Sarkasmus spricht der Volksmund von den Ärzten, wobei die Frage offenbleibt, ob es heute noch gleich tönt wie vor hundert Jahren: *E junge Tokter, e groosse Chilchhòòf. Füre Tod isch kes Chrüütli gwachse, süscht wurdids d Tökter für seech bhalte. E Tokter und e Puur wüssid mee as e Tokter elei. D Bruscht frey, d Füess warm, macht de bescht Tokter arm,* doch gibt es auch Selbsterkenntnis: *Frässe und suuffe macht d Tökter rych.* Recht bissig äussert sich der Volksmund über das weibliche Geschlecht: *D Buebe sind öpper und d Meitli sind nix. Frauelieb isch faaret Haab, hüt härzlieb und morn schabab* (schabab = bachab?, Erklärung fehlt), und das Heiraten ist eine fragwürdige Sache: *Mir isch vögeliwòòl, dass i nid wybe: Luegid mi Brüeder aa, was mues er lyde. Mer sett ke Frau nää, wenn mer nid zwoo chan erhalte. E rychi Frau trybt de Friden uus.* Und erst die Schwiegermutter: *I wett mini Schwiger, wäär e Stock Ziger, es chäämid Hünd und Chatze drüber, i wett nid mache chutz! chutz! chutz!* Immerhin gibt es auch versöhnlichere Sprüche, etwa *D Liebi dringt dur d Händsche dure* oder *Hübsch und fyn und ordeli, bhüet mer Gott mis*

Baabeli; bhüet mer Gott es um und um, bis i wider zuenem chum.

So möchte man gern noch weiter zitieren, doch muss jeder Leser selbst jene Rosinen herauspikken, die ihm am meisten zusagen. Gewiss ist, dass jeder einige Spruchweisheiten finden wird, die ihm ganz besonders zutreffend erscheinen werden.

Arthur Baur

Heinrich Ineichen, Der Volksmund im Luzernbiet, Sprichwörter und Reimsprüche, ausgewählt und herausgegeben von Walter Haas. Comenius-Verlag, Hitzkirch 1982. Fr. 18.50

Neuer Berner Ton

Gluscht u Gnusch u Gwunger

Im Zytglogge Verlag (Gümligen) ist letztes Jahr Fritz Widmers berndeutscher Roman «Gluscht u Gnusch u Gwunger» erschienen. Erzählerin ist die junge, stellenlose Lehrerin Eva, die sich mit wenig befriedigenden Gelegenheitsarbeiten ihren Lebensunterhalt verdient, in einer Krise steckt und aufzuschreiben beginnt, was sich seit dem Sommer zugetragen hat, um aus dem «Gnusch», das sich als nicht vollkommen entwirrbar erweist, wieder herauszufinden. Die Aufzeichnungen führen von einem erinnerten Sommer und Herbst in eine Schreibgegenwart, welche sich durch den Winter bis zum symbolisch gesetzten Frühling hinzieht. Die zeitliche Chronologie ist dabei so aufgebrochen, dass Sommer-, Herbst-, Winter- und Frühlingskapitel eine beziehungsreiche Textur bilden, in welcher die Aufarbeitung von Erinnertem die Gegenwart ermöglicht und die immer besser bewältigte Gegenwart schliesslich auch die erinnernde Bewältigung von verdrängten Ängsten und Nöten. Der Roman zeigt nicht nur Evas Befreiung aus der Verkapselung gegen eine als lieblos, bedrohend und seelenlos erfahrene Erwachsenenwelt, sondern er entpuppt sich zugleich als leidenschaftliches Plädoyer für ein «gelebtes» Leben. Mit Hilfe ihres Freundes, des Krankenpflegers Aschi, findet Eva zu ihrem Vater zurück, dem sie davongelaufen ist. Sie erkennt auch, dass im Gegensatz zu der von ihr verworfenen Erwachsenenexistenz Entwürfe zu einer lebenswerten Alternative möglich sind. Diese fordern jedoch eine Rückbesinnung auf diejenigen Werte, welche persönliche Erfüllung verheissen, und ein Heraustreten aus der Isolation des Einzelnen oder aus der fruchtlosen Fixierung auf einen Partner. Der Roman bietet keine Lösungen an, er zeigt eher Problembewältigungsversuche einer verunsicherten Jugend, die am Ende Hoffnung zulassen.

Fritz Widmers Roman ist nicht nur im inhaltlichen Entwurf überzeugend, sondern auch in der sprachlichen Realisation. Widmer schreibt einen Dialekt, der den Leuten vom Maul geschaut ist, sich als formbar, modulierbar und dem Gegenstand in jeder Weise gewachsen erweist. Der Autor erliegt in keinem Augenblick der Gefahr, welche der Berner Prosa leider allzu oft innewohnt, mit der Sprache den Gegenstand zu verniedlichen. Er spricht in der Sprache der Berner Jugend mit einer Direktheit und Sicherheit über Dinge, die bisher in der Berner Prosa tabu waren oder immer in denselben abgegriffenen Schemata behandelt wurden. Erahnen lässt sich das an den feinfühlig geschilderten Liebesszenen. Widmers Sprache ist bilderreich-konkret, aber zugleich auch hintersinnig-lyrisch und getragen von einer feinen Ironie. Sein feines Ohr für Sprechweisen erlaubt es ihm einerseits, Typen sprachlich zu charakterisieren, andererseits hohles Sprechen als solches zu entlarven, wie die folgende Reflexion über die Sprache der Gruppendynamik-Propheten zeigt:

Dir, die Psychosli-Type han i scho gchennt! Aschi isch öppe mit settigne zäme gsi. Die sy de zum Göögge. Mit dene chasch überhoupt nümm rede. Mit der Zyt. We so ne Psycho-Glünggi fragsch, öb's ihm zSüdfrankrych gfaue heig, so seit er nid öppe: «Ja, i ha's gnosse» u verzeut nächär dervo, sondern är luegt di nume no a mit so ere Mischig vo verzückt u verächtlech u seit: «Es isch *wichtig* gsi für mi.» Oder we zwöi enang gärn hei, so säge si nümm: «I ha di gärn!», sondern «Üsi Partnerschaftsbeziehig isch i re positive Faase.» Oder we si merke, dass es chlemmt, säge si nid: «Du, wo chlemmt's eigetlech bi üs, überleg der's mau», sondern si säge: «Üsi Beziehig isch i gwüssne Bereiche partiell blokkiert», u de gö si einzeln oder zzwöit wider so zum ene Fruschtrazionstherapöit u höckle gedige u ehrfürchtig im ene Kreis u brösmelen ihrer seelische Innereie vüre u gspüre, wie das guet tuet, u säge: «I gspüre, wie das guet tuet», u mit der Zyt wird ds Vürebrösme vo de seelische Innereie wichtiger weder sämtlechi Mönsche, wo si zue ne bhoupten e Beziehig zha. I cha das Wort scho bau nümm ghöre. (S. 56)

Christian Schmid

Fritz Widmer, Gluscht u Gnusch u Gwunger, Roman, 197 S., Zytglogge-Verlag, Bern 1982. Fr. 27.80.

Redaktion: Dr. Rudolf Trüb, Wirbelweg 8, 8702 Zollikon.
Druck und Versand: Walter-Verlag AG, 4600 Olten.